

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 101 (2005)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

MARKWART HERZOG/NORBERT FISCHER (Hg.): Totenfürsorge – Berufsgruppen zwischen Tabu und Faszination. Stuttgart: Kohlhammer 2003. 232 S., Ill. (Irseer Dialoge, 9).

Der vorliegende Band mit interdisziplinären Beiträgen über die Berufsgruppen in der Totenfürsorge gibt in überarbeiteter Fassung die Resultate der dritten Tagung der Schwabenakademie Irsee vom November 2001 in der Reihe «Sterben, Tod und Jenseitsglaube» wieder. Hier werden vor allem die Berufsgruppen ins Blickfeld genommen, die es mit den toten Körpern von Menschen und Tieren zu tun haben und nicht diejenigen, die den Sterbeprozess begleiten und gestalten.

Die Herausgeber und Veranstalter der Tagung, *Markwart Herzog* und *Norbert Fischer*, skizzieren in ihrem Einleitungskapitel die Entwicklung der Marginalisierung und Stigmatisierung derjenigen Berufsgruppen, die wie Totengräber und Leichenwäscher(-innen) oder die erst in den letzten hundert Jahren entstandene Berufsgruppe der Bestatter zunehmend eine negativ besetzte soziale Sonderstellung erhielten. Insbesondere seit der Aufklärung ist mit dem Bau von Leichenhallen und der Verlegung der Friedhöfe vor die Städte eine Spezialisierung und Professionalisierung im Umgang mit dem Leichnam festzustellen. Ausschlaggebend für den Grad der Diskriminierung ist dabei die zeitliche Entfernung vom Verwesungsvorgang, weswegen etwa Ärzte oder Krankenschwestern nicht von der sozialen Ausgrenzung betroffen sind.

Hans-Peter Hasenfratz erklärt in seinem thesenhaften Beitrag «Tabu – Unehrlichkeit» ein duales Zwei-Sphärensystem strukturbestimmend für traditionelle Gesellschaften. Die zwei Sphären bezeichnen einerseits die Welt und den Kosmos, d. h. die Kultur und den Aktionsradius einer traditionellen Gesellschaft wie die Siedlung und die Jagd- und Weideplätze, und andererseits die nicht beherrschte Un-Welt, die das Chaos und somit die Gefahr bedeutet. Chaos und Diskontinuität manifestieren sich in Krankheit und Tod, die rituell besänftigt werden müssen. Die Dualität dieser beiden Systeme erlaubt einen streng ritualisierten Umgang mit den Personengruppen, die nicht zur Endo-Sphäre der Welt gehören. Dieses duale System wirke auch noch in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtkulturen nach. Das Christentum scheint nach Auffassung von Hasenfratz den Umgang mit dem Tod und den Toten zunächst enttabuisiert zu haben, wofür er u. a. die wenig gepflegten mittelalterlichen Kirchhöfe als Orte reger gesellschaftlicher Aktivitäten als Beleg anführt. Schliesslich verfüge jede Gesellschaft über Bewältigungsstrategien des Todes, wozu sowohl die Tabuisierung als auch die Kommerzialisierung der neoliberalen Gesellschaften zählten, eine in ihrer Allgemeinheit so wenig differenzierte These, dass sie wenig erhelltend ist.

Heinrich L. Cox untersucht «Gestalt und Wandel der Nachbarschaftshilfe bei Sterben und Tod» im Rheinland im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts und stützt sich im Wesentlichen auf die Materialien der rheinisch-volkskundlichen Fragebogen aus den zwanziger und dreissiger Jahren und des Atlas der Deutschen Volkskunde aus den Jahren 1930–1935 mit rund 2000 Belegorten (S. 39). An fünf traditionellen Bestandteilen der Nachbarschaftshilfe: dem Todansagen, dem Läuten der Totenglocke, dem Ausheben des Sarges, dem Waschen und Bekleiden und dem Tragen des Sarges lässt sich eine Grundtendenz erkennen. Mit der Lockerung der nachbarschaftlichen Verpflichtungen verlagerte sich die Durchführung dieser einst geschätzten Hilfeleistungen von repräsentativen Mitgliedern der Nachbarschaft auf weniger repräsentative oder bezahlte Kräfte, und zwar dergestalt, dass zunächst Frauen die einst männlichen Pflichten übernehmen, dann Kinder und schliesslich das Dienstpersonal. In einem nächsten Schritt der Herabstufung gingen diese Aufgaben an den Küster, Totengräber oder an Dorfarne über und in einem weiteren an Sarglieferanten und Krankenschwestern. Als interessant erweist sich dabei, dass die soziale Ächtung dieser Tätigkeiten einhergeht mit der Professionalisierung als Zeichen der Minderbewertung durch die Nachbarschaften selbst. «Erst in jenem Augenblick, als die nachbarschaftliche Verpflichtung obsolet geworden war und jeden einzelnen nicht mehr traf, konnte mit der Abgrenzung sogar eine Ausgrenzung derjenigen stattfinden, die ihr Geld mit dem Tode anderer verdienten» (S. 52).

Josef Franz Thiel, der als Ethnologe fünf Jahre bei den Bayansi im Kongo verbrachte, erläutert in seinem Beitrag «Traditionelle Totenfürsorge in Afrika und Modernisierung» die Totenfürsorge einer Klängesellschaft als einem solidarischen Gemeinwesen. Die hoch rituell organisierte Totenfürsorge stellt in dieser Gesellschaft überhaupt kein Problem dar, weil die Pflichten in einem Todesfall durch die Organisation der Lineage eindeutig festgelegt sind. Da die Bayansi glauben, dass sich alternierende Generationen reproduzieren, d. h. die Enkel «Neuauflagen» ihrer Grosseltern seien, sind sie die Sachwalter beim Tod und Begräbnis ihrer Grosseltern. Überdies ist das ganze Dorf solidarisch in die auf-

wändigen und langwierigen Trauer- und Begräbnisfeierlichkeiten einbezogen. Das Fazit dieses Beitrages lautet: «Das Etikett des ‹Verrufs› jenen anzuheften, die professionell die Totenfürsorge betreiben, kann nur aus einer egoistischen und individualistischen Gesellschaft wie der unseren kommen» (S. 58).

Die Soziologin *Irmhild Saake* will in ihrem Beitrag «Vom Verschwinden der Leiche» zeigen, dass die Professionalisierung der Bestattung in der modernen Gesellschaft eine Abstraktion von der Leiche bedeutet, die die Betroffenen vom Wirklichkeitsdruck des Todes befreit und damit von gemeinschaftlicher Anteilnahme und Trauer fernhält. Ein Charakteristikum vormoderner Gesellschaften, die hier nicht näher definiert sind, sei dagegen, dass besondere Angelegenheiten wie der Tod von allen gleichzeitig erlebt werden (S. 77). Um den Tod in der Moderne wieder mit Eindeutigkeit zu versehen, gebe es zwei Möglichkeiten, die jenseits der Normalbestattung funktionieren, nämlich die Plastination und der Tod in den Medien wie etwa beim Tod von Lady Diana, deren Bestattung «klassische Elemente einer religiösen Zeremonie» geboten habe. Interaktion und Betroffenheit werde auch bei der öffentlich zur Schau gestellten Plastination eines Gunther von Hagen erzeugt, der durchaus mit dem Sinnangebot anderer, auch kirchlicher «Symbolarbeiter» konkurriren könne.

Die Historikerin *Gisela Wilberts* zeichnet ein Bild des «Abdecker(s) – oder: Die Magie des toten Körpers» im Zeitraum von 1500 bis 1800. Die Abdeckerei, die mit dem Aufblühen der mittelalterlichen Städte entstand, ist zunächst ein städtischer Beruf. Er erlischt mit den im Zuge der Industrialisierung entwickelten thermochemischen Verfahren zur Vernichtung von Tierkadavern. Wilberts beschreibt auf der Grundlage eines äußerst reichhaltigen Quellenfundus das regional und zeitlich unterschiedliche Tätigkeitsfeld des Abdeckers, das zu Beginn des 16. Jahrhunderts allerdings einen festen Kern von Aufgaben umfasste: «Erstens die Beseitigung gefallener und unbrauchbarer Haus- und Nutztiere, zweitens der Hundeschlag, das heißt das Einfangen und Töten herrenloser Hunde einmal im Jahr, drittens die Reinigung der Gefängnisse sowie die Kloakenräumung in städtischen und landesherrlichen Gebäuden, viertens die Verscharrung von Selbstmörder, von verstorbenen Gefangenen und von Überresten Hingerichteter auf dem Galgenplatz» (S. 92). Wilberts untersucht in ihrem instruktiven und wirklich aufschlussreichen Beitrag unterschiedliche Facetten des Abdeckerwesens, so etwa die Vererbung und Endogamie des Berufes, die soziale und geographische Mobilität der Abdecker, ihren sozialen Status sowie das Heiratsverhalten und ihren Ruf, dem wie vielen anderen Berufsgruppen eine spezifische «Unehrllichkeit» anhaftete.

Der Beitrag von *Karin Stukenbrock*, «Theatrum anatomicum», befasst sich mit der «Selbst- und Fremdwahrnehmung der Anatomen im 18. Jahrhundert». Die Anatomie zeichnete sich im 18. Jahrhundert durch verbesserte Präparationstechniken und Injektionsverfahren sowie die Modernisierung von Gerätschaften aus und war somit in der Lage, aufwändige und kunstvolle Präparate für öffentliche Präsentationen und die Kunst- und Naturaliensammlungen der barocken Fürstenhöfe zu gestalten. Diese Aufwertung wurde von den Bevölkerungsgruppen, denen aufgrund von Armut oder sozialer Delinquenz eine postmortale Sektion bevorstand, keineswegs geteilt. Sie versuchten mit allen Mitteln, ihre Ablieferung an die Anatomie zu verhindern und ein ehrliches Begräbnis zu erhalten. Die Anatomen, die sich selbst als Aufklärer begriffen, hatten bemerkenswerterweise keine negative Sonderstellung und wurden auch in der Professorenschaft nicht ausgegrenzt.

Klaus Püschel und *Holger Lach* geben mit ihrem Beitrag «Mortui vivos docent» einen umfassenden Einblick in das Tätigkeitsfeld des Rechtsmediziners als einem Facharzt, der keiner staatlichen Behörde oder gar der Justiz zugeordnet ist, sondern dem Universitätsklinikum angehört. In der modernen Fachaufteilung an den Universitäten sind eigene Abteilungen für rechtsmedizinische Belange entstanden, die als Sachverständige ohne Ermittlungskompetenz arbeiten. Zentrales und berechtigtes Anliegen der Autoren ist es, das Bild vom Rechtsmediziner als einem Arzt, der nur Leichen zu Gesicht bekommt, die einen unnatürlichen Tod erlitten haben, als Krimiklischee zurechtzurücken; dies aus dem einfachen Grund, dass die Leichenschau in der Regel gar nicht von Rechtsmedizinern vorgenommen wird. Der Rechtsmediziner ist vorwiegend Diagnostiker, der sich mit Ereignissen im Leben eines Menschen befasst, die rechtlich relevante Folgen nach sich ziehen. Das können sowohl der Tod als auch andere traumatisierende Ereignisse sein, wie etwa ärztliche Kunstfehler oder Gewaltfolgen. Der therapeutische Aspekt spielt in diesem Arztberuf so gut wie keine Rolle; dennoch gilt es auch das Klischee von der verrohten Psyche eines Rechtsmediziners zurechtzurücken.

Kerstin Germig geht unter dem Titel «Alles was ich habe,/Dank' ich Spaten dir!» der Thematisierung des Totengräbers in der Weltliteratur nach und zeigt, dass dieser bis zur Barockliteratur eine literarische Leerstelle darstellt. In der barocken Gräber- und Kirchhofpoesie werden zwar die Tätigkeiten eines Totengräbers geschildert, aber von seiner Person wird abstrahiert. Wenn über die Totengräber gesprochen wird, dann in der Weise, dass seit 1800 die Diskrepanz zwischen den Gefühlen der Leid-

tragenden und der Totengräber sowie anderer Berufsgruppen, die professionell mit Toten umgehen, thematisiert wird. Mit der beginnenden Moderne wird das Geschäft mit dem Tod zu einem der geläufigsten Motive. In der Populärliteratur des ausgehenden 20. Jahrhunderts sind die Berufsgruppen, die mit den Toten zu tun haben, zu Protagonisten avanciert. In dem Masse, in dem die spirituelle Dimension des Todes zurücktritt, erhalten die Berufsgruppen in der Totenfürsorge ein eigenes Forum und die einstige Leerstelle wird durch die Inszenierung des Grauens geschlossen.

Petra Lange-Berndt zeigt in ihrem Beitrag «Totengräber – Anatome – Präparatoren – Künstlerrollen nach 1960», wie zeitgenössische Künstler seit 1960 in teils Aufsehen erregender und irritierender Weise eine völlig neue Form des Totengedenkens und der Vanitaskunst geschaffen haben. Claes Oldenburg engagierte in einer seiner frühen Aktionen Totengräber für die Aushebung eines leeren Grabes in Manhattan, mit dem er den amerikanischen Heldenmythos zerstört. Künstler wie Kiki Smith und John Isaacs bedienen sich der Wachsgebildnerei, um deren traditionell idealisierten Körperentwürfe in teils schockierender Manier zu zerstören und das Publikum an seine Verletzlichkeit und Sterblichkeit zu erinnern. Damien Hirst schliesslich, der sich selbst gern in spektakulärer Selbstinszenierung als diabolischer Präparator mit Kettenäge ablichten lässt, konfrontiert seine Zuschauer mit der Präsentation von zersägten Kuhkadavern in Glastanks.

Der Band vermittelt einen gelungenen Überblick über die Berufs- und Personengruppen, die im weitesten Sinn mit der Totenfürsorge befasst sind, und über ihre Thematisierung in bildender Kunst und Literatur; auch aufgrund der gut durchdachten und findigen Zusammenstellung der Einzelbeiträge durch die Herausgeber kann so ein differenziertes Bild der Tätigkeiten in der Totenfürsorge und der spezifischen gesellschaftlichen Sonderstellung einzelner Personengruppen entstehen.

Barbara Happe

RUDOLF TRÜB, unter Mitarb. von Lily Trüb: Werkgeschichte, Publikationsmethode, Gesamtregister. Tübingen: Francke 2003. 294 S., Ill. (Sprachatlas der deutschen Schweiz, Abschlussband).

Im Nachgang zum letzten Band des «Sprachatlases der deutschen Schweiz» (SDS) ist ein Abschlussband erschienen. Er befasst sich mit der Werkgeschichte des Sprachatlases, schildert die Publikationsart der acht zwischen 1962 und 1997 veröffentlichten Kartenbände und liefert das umfassende, von den Benutzern des Werkes erwartete Gesamtregister (Übersicht nach Bänden, Titelwort- und Mundartwortregister). Der Hauptverfasser des Bandes, Rudolf Trüb, kam 1946 als Explorator zum Sprachatlas und gehörte dem Unternehmen in der Folge als Bearbeiter und Mitherausgeber an. Insofern handelt es sich beim Abschlussband um so etwas wie einen erweiterten und mit einem umfangreichen Gesamtregister des Kartenwerks ergänzten Arbeitsbericht aus erster Hand.

Die 94 Seiten zählende Werkgeschichte erinnert eingangs an die Anfänge des von den Professoren Heinrich Baumgartner (Bern) und Rudolf Hotzenköcherle (Zürich) in den dreissiger Jahren geplanten Vorhabens, an das 2500 Fragen umfassende Fragebuch der Exploratoren, an die Auswahl der für die Befragung vorgesehenen 600 Ortschaften und an die Finanzierung des sich über Jahrzehnte hinziehenden Projekts. Die Sprachaufnahmen wurden noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs an die Hand genommen und unter schwierigen Umständen durchgehalten. Ende der fünfziger Jahre warteten in Zürich rund drei Millionen phonetisch transkribierte Originaltexte von mehr als 1500 Gewährsleuten der deutschsprachigen Schweiz auf ihre Verarbeitung zu einem so genannten «Kleinraum-Atlas».

Karten und Texte sowie die dazugehörenden Zeichnungen entstanden grossenteils in Zürich. Die grafische Umsetzung besorgten, wie beim «Atlas der schweizerischen Volkskunde», Erwin und Urs Zimmerli in St. Gallen. Unter dem Titel «Personaldaten» werden alle Exploratoren, Leiter, Herausgeber und wissenschaftlichen Mitarbeiter aufgeführt, die über kürzere oder längere Zeit am Sprachatlas tätig waren, insgesamt vierzig Personen, darunter auch Lily Trüb, die Gattin des Mitherausgebers des Atlases und Verfassers des Abschlussbandes. Den finanziellen Rückhalt des einmaligen Unternehmens gewährte zur Hauptsache der Schweizerische Nationalfonds. 1962 erschien der erste Kartenband im Francke-Verlag in Bern. Der mit 292 Seiten umfangreichste, dritte Band kam 1975 heraus. Im Jahr darauf starb Rudolf Hotzenköcherle. Sein Erbe übernahmen die Professoren Robert Schläpfer (Basel) und Paul Zinsli (Bern) zusammen mit Rudolf Trüb als Leiter der Publikationsarbeit. Sie führten das Vorhaben 1997 zum guten Ende. 62 Jahre nach der Gründung des Sprachatlases erschien der achte und letzte Band des Grundlagenwerks der Schweizer Dialektologie und Linguistik.

Im Schlussband setzt sich Rudolf Trüb auch mit dem Aufbau und der Anordnung des Sprachatlases und mit den technischen Fragen bei der Gestaltung der Karten und Texte der Kartenbände auseinander. Wie verwandelte sich das von den Exploratoren zusammengetragene Material unter Berücksich-

tigung der Landschaft, in der es erhoben worden war, zu der von den Gründern des Atlases ins Auge gefassten Dokumentation? Wie brachte man die rund 1500 Karten samt Abbildungen und Texten auf gegen 2000 Druckseiten unter? Rudolf Trüb erinnert an das jahrelange Ringen der beteiligten Dialektologen, Zeichner, Schreiber und Drucker um Qualität. In den letzten Jahren wurde das gesamte Material im Archiv des «Schweizerdeutschen Wörterbuchs» untergebracht.

Die acht Bände des «Sprachatlases der deutschen Schweiz» dokumentieren die vielfältigen schweizerdeutschen Dialekte in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Sie richten sich zunächst an Dialektologen und Linguisten, aber auch an Sprachforscher, Hausforscher und Volkskundler sowie an interessierte Laien. Ein 200 Seiten zählendes Register erleichtert den Benutzern den Überblick über den Inhalt der Kartenbände und öffnet ihnen mit dem Gesamtregister der Mundartwörter den Zugang zu den Karten und Texten, zum «Schweizerdeutschen Wörterbuch», zum «Atlas der schweizerischen Volkskunde» und zu den Gesamtregistern der beiden Zeitschriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde.

Die dem Sprachatlas nahe stehende Volkskunde war dem Germanisten Rudolf Trüb über all die Jahre ein Anliegen. Er beteiligte sich an mehreren Projekten der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und stand neben seiner Arbeit am Sprachatlas und am «Schweizerdeutschen Wörterbuch» auch zahlreichen Mundartautorinnen und -autoren hilfreich zur Seite. Mit dem nunmehr vorliegenden Abschlussband des «Sprachatlases der deutschen Schweiz» hat er den Schlussstrich unter das Gesamtwerk gezogen und gleichzeitig ein Stück schweizerischer Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts festgehalten.

Alois Senti

ROLF GISLER-JAUCH: Fasnächtliches Uri. Altdorf: Gisler Druck 2004. 360 S., III.

Die Fasnachtstopographie der Schweiz ist um ein weiteres Standardwerk bereichert worden. Mit «Fasnächtliches Uri» hat der Autor, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Urner Staatsarchiv und aktiver Fasnächtler in Altdorf, einen mit umfassendem Text und reichlich farbigem Bildmaterial geplanten Konzeptionswurf realisiert, wobei, den beruflichen Interessen Gislers entsprechend, der historischen Komponente der Vorrang eingeräumt wurde. Soziologische und psychologische Ansätze sind in diesem stattlichen, 2,4 kg wiegenden Konvolut eher Beiwerk.

Ziel- und damit Lesepublikum sind vornehmlich die Fasnächtler, oder, wie der Autor etwas ironisch bemerkt, auch solche, die es gern werden möchten. Er beginnt seine Tour d'horizon zum fasnächtlichen Uri mit einem Rückgriff auf archivalisches Material, wobei die Fasnachtsbesuche der Urner im 15. und 16. Jahrhundert bei andern eidgenössischen Ständen und die Thematik Fasnacht und Tanz, aber auch die heute gängigen Theorien zur Entstehungsgeschichte von Fasnacht und Maske dargestellt und besprochen werden. Anhand der häufig zitierten Fachliteratur Werner Mezgers spürt man den relativ starken Einfluss von Dietz-Rüdiger Mosers Konzept der Zweistaatentheorie des hl. Augustinus. Wir biligen indes dieser Herkunftsdeutung der Fasnacht nach wie vor keinen Ausschliesslichkeitsanspruch zu.

Von besonderem Interesse am Urner Fasnachtsgeschehen sind dann die Ausführungen zur einzig heute noch vitalen Urner Maskengestalt, dem Drapoling als Harlekinfigur und zur Katzenmusik. Rolf Gisler versteht es, die Entwicklungsgeschichte der Urner Katzenmusik klar zu formulieren und die soziokulturelle Situation der heute noch 24 Katzenmusiken im Reusstal anhand von Einzelporträts interessant zu exemplifizieren. Auch deren Konkurrenz, die 18 Urner Guggenmusiken, finden in Steckbriefen ihre Einzeldarstellung. Hier hat der Autor, zusammen mit einem Team fasnachtsbegeisterter Mitarbeiter, ganze und mustergültige Arbeit geleistet: Man erhält anhand des reichlichen Datensmaterials einen vertieften Einblick in die Struktur und Alltagspraxis dieser fasnächtlichen Festanten.

Die historische Abhandlung zur Entwicklungsgeschichte von Fasnachtsgesellschaften und Fasnachtsumzügen im Reusstal in den vergangenen zwei Jahrhunderten reflektiert und bestätigt das, was man im süddeutschen Sprachraum auch anderweitig kennt: die Abhängigkeit des Brauchs vom allgemeinen Wirtschaftsgeschehen und die Einbettung politischer und technischer Entwicklungen in Umzug und Spiel zur Fasnachtszeit. Erstmals begegnet uns in der Fachliteratur auch die breit angesprochene Problematik des Niedergangs der konventionellen Maskenbälle mit ihren Ballorchestern aus den schön dekorierten Sälen in die Turnhallen mit Techno-Sound und Techno-Rhythmen und der Ersatz der Maske durch Schminke.

Wer an Urner Narrenblättern und Schnitzelbänken interessiert ist, findet am Schluss des Werkes einige anekdotenhafte Reminiszenzen. Dazu gehört der Fall des Fasnachtzeitungsmachers Emanuel Schellhammer, der als «Julianus Apostata» anfangs der 1920er Jahre eine scharfe Feder führte und wegen Verfolgung durch die Justiz nach Deutschland emigrieren musste. Auch Kunstmaler Heinrich

Danioth geriet wegen aktiver Mitarbeit mit zeitkritischen Bildern und Worten bei Fasnachtsumzügen, Schnitzelbänken und Narrenblättern bisweilen in Schwierigkeiten. Die schlechte Wirtschaftslage der 1930er Jahre liess allerdings das Fasnachtsgeschehen im Lande Uri stark zurückgehen, weswegen verifizierbare Reaktionen der Fasnächtler im Tellenland gegenüber den Vorgängen im faschistischen Italien oder nationalsozialistischen Deutschland in diesem Buch nur selten zu finden sind.

Das für Schweizer Verhältnisse voluminöse Werk, mitfinanziert durch die Urner Kantonalbank, beanspruchte für die Realisierung 15 Jahre. Die Zielstrebigkeit Rolf Gislars und ein effizientes Mitarbeiterteam haben ein Werk geschaffen, das zurzeit seinesgleichen sucht und dessen Popularisierung und Popularität auch am Mittwochabend vor dem Schmutzigen Donnerstag fassbar wurde: Im grossen Katzenmusikumzug in Altdorf trug eine Anzahl Maskierter als Kopfschmuck eine Attrappe des vorliegenden Urner Standardwerkes (siehe auch: www.katzenmusik.ch). *Werner Röllin*

KATJA ZIMMER: «in Bökenwise und in tüfels hüten». Fasnacht im mittelalterlichen Basel. Basel: Schwabe 2005. 108 S., 33 Ill. (Neujahrsblatt; Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, 183).

Was schon lange erwünscht war, liegt nun vor: eine umfassende, übersichtliche Darstellung der spätmittelalterlichen Fasnacht in der Stadt Basel, und dies in einer ansprechenden Aufmachung mit bestens präsentiertem einschlägigem Bildmaterial zeitgenössischer Zeugen. Im Vorwort der zur Drucklegung überarbeiteten Fassung ihrer Lizentiatsarbeit nennt die Autorin den Hauptbezugsort ihrer verwendeten Quellen: die reichlich vorhandenen Transkriptionen mittelalterlicher Texte im Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel. Das Studium am Institut der SGV ermöglichte eine kritische, sachkundige Bearbeitung der Quellentexte.

Die aus der Schule von Prof. Werner Meyer stammende Studie zum spätmittelalterlichen Fasnachtsgeschehen in Basel operiert sowohl chronologisch wie etymologisch, terminologisch und definitorisch korrekt. Man kann nirgendwo den Korrekturstift ansetzen. Inhaltlich und zeitlich richtig wird hier das Wechselbad der verschiedenen Entstehungs- und Deutungstheorien zum Fastnachtsgeschehen der letzten hundert Jahre vorgestellt. Namen wie Eduard Hoffmann-Krayer, Otto Höfler, Robert Stumpf, Karl Meuli, Richard Weiss, Hans Moser, Dietz-Rüdiger Moser, Paul Koelner und Werner Mezger, alles volkskundliche Forscher mit einem vertieften Einblick ins Fasnachtsleben der Vergangenheit, tauchen hier auf.

Katja Zimmers Perspektive geht aus von der heute allgemein anerkannten Prämisse, dass die Fasnacht letztlich in jenes Brauchtum einzuordnen ist, das vom christlichen Festkalender abhängt. Erwartungsgemäss ist deshalb auch die Basler Fasnacht im 13. Jahrhundert nur als Rechtstermin zu fassen. Konturen erhält dort der Brauch erstmals durch die böse Fasnacht von 1376 (mit zahlreichen Toten), dann durch viele Quellen aus dem 15. Jahrhundert und besonders auch durch die Fritschiaffäre von 1507/08, bei der bekannterweise die Basler den Luzernern deren fasnächtlichen Popanzen vom Vierwaldstättersee ans Rheinknie entführten. Dazu werden im Quellenanhang alle wichtigen Originaltexte gut präsentiert wiedergegeben.

Was im Westen kapitelweise unter fasnächtlichem Brauchtum zu Masken, Heischen, Rügen, Feuerzauber, Fasnachtsspiel, Bankett und Tanz und zu Fasnachtsturnieren im spätmittelalterlichen Basel angeführt wird, bestätigt durchwegs die schon seit längerer Zeit bekannte Hypothese, dass auch beim Fasnachtsbrauchtum die ersten Ansätze durchwegs urbaner Herkunft sind und auch dieser Brauch sich von den Städten aus allmählich aufs Land ausbreitete. Die Basler Belege zum Maskenwesen, d.h. Larve und Verkleidung, korrespondieren durchwegs mit zeitgenössischen Quellen anderer Schweizer Städte. Dasselbe trifft zu auf das Küechlireichen, das Bochseln, Scheibenschlagen, Essen und Trinken und das kompetitive Turnierwesen.

Als Zusammenfassung wird in einer synoptischen Darstellung das Fasnachtsleben in der Rheinstadt vor und nach der Reformation vorgestellt und abschliessend begründet, weshalb die heutige weit bekannte Basler Fasnacht nur mehr in Ansätzen mit dem mittelalterlichen Brauchtum zu tun hat. Nebst der vorbildlichen Textgestaltung imponiert auch das farbenprächtige Bildmaterial, das zur Erforschung der spätmittelalterlichen Fasnacht einiges zu bieten hat. *Werner Röllin*

EMIL BRUNNER: *Bergkinder. Aus dem Archiv eines Fotoreporters 1943/44.* Mit Texten von Peter Pfrunder und Casimir Schmid. Hg. von der Fotostiftung Schweiz, Winterthur. Zürich: Limmat Verlag 2004. 194 S., Ill.

Fotografien von Kindern haben etwas Anrührendes, weil man sich als Erwachsener beim Betrachten in vergangene Sphären der eigenen Biographie zurückversetzt fühlt. Der Fotojournalist Emil Brunner (1908–1995) wanderte während des Zweiten Weltkrieges durch das Bündner Oberland und fotografierte dort fast ausschliesslich Kinder. Das Ergebnis: rund 1900 Aufnahmen. Das Projekt trug den Namen «Bergkinder». Es liegt nun vollständig als Veröffentlichung vor – bereits der zweite Band, den der Limmat Verlag dem fotografischen Werk Emil Brunners widmet.¹

Das Inventar ist in seiner Geschlossenheit einmalig. Es bringt die Kinder mit ihren Heimatdörfern im Bündner Oberland in Verbindung: Diesbach, Truns, Brigels, Sedrun, Rueras, Segnas, Vals, Uors-Surcasti, Vrin, Lumbrein und Vella. Die meisten Bilder fotografierte Brunner in Vals (425), die wenigsten in Villa (36). Der Verschluss an der Rolleiflex blieb meist unverändert – Fotografieren am Fliessband. Brunners Arbeitsweise erinnert an einen Botaniker, der auf saftigen Wiesen Pflänzlein für Pflänzlein kartiert, beschreibt und in sein Herbarium aufnimmt. Anders als bei einem Biologen finden sich hier allerdings keine weiteren Angaben zu den Modellen – Name und Alter liegen nicht vor; auch über die Intention des Fotografen ist wenig bekannt.

Brunner bewegte sich mit seiner ethnographisch ambitionierten Porträtfotografie durchaus im Trend der Zeit. Die «anthropologische Obsession», wie Karl Jaspers 1931 die Hinwendung der Fotografen zum «Menschenbild» bezeichnete, war ein internationales Phänomen – 1932 hatte Erna Lendvai-Dircksen einen Band über «Die Deutschen Kinder» vorgelegt. Diese Bilder waren freilich zur Herstellung einer Typologie der völkischen Ausgrenzung gedacht und weisen stark rassistische Züge auf; Mitte der dreissiger Jahre dann stellten Kinder als Bildmotiv einen Schwerpunkt der Arbeit der Fotografinnen und Fotografen der Farm Security Administration dar, die in den USA in regierungsamtlichem Auftrag die Fortschritte im Kampf gegen die Armut in ländlichen Regionen dokumentieren sollten.

Emil Brunner zeigt seine «Bergkinder» meist frontal. Die Gesichter lächeln, oft sind sie ernst und vom kargen alpinen Leben geprägt. Manchmal werden die Kleinen zusammen mit einem Korb, Heft oder viel zu grossen Fahrrad porträtiert; Autos, Puppen und andere Spielsachen sind dagegen nur selten im Bild festgehalten. Der Band regt zum Verweilen an. Jedes Gesicht besitzt seine Geschichte, die man bei der Bildlektüre in seiner eigenen Fantasie rekonstruieren kann. Und: «Jede Fotografie erhält erst im Verhältnis zu allen anderen ihre Bedeutung.» Wie Peter Pfrunder in seiner kenntnisreichen und erfrischend kurzen Einführung schreibt, ist das «Bergkinder»-Archiv der «Spiegel einer realen Schicksalsgemeinschaft».

Für den Fotografen zählten die «Bergkinder» eher zum Nebenprodukt eines bildjournalistischen Œuvres, das sich ansonsten nur unwesentlich von anderen Beispielen aus jener Zeit unterscheidet. Der weitgereiste Brunner war ein passabler Reportagefotograf – erst sein lange Zeit verkanntes Projekt «Bergkinder» machte ihn zu einem der bedeutenden Fotografen des 20. Jahrhunderts. Unter der Federführung der Kuratoren Peter Pfrunder und Casimir Schmid ist dem Limmat Verlag ein edito-risches Meisterstück gelungen. Schon allein der exzellente Druck der rekordverdächtigen 1862 Fotografien – allesamt im 6 × 6-cm-Originalnegativformat wiedergegeben – lohnt den Kauf des rundum sehr gelungenen Bildbandes.

Ulrich Hägele

SUSANNE GREILICH: Französischsprachige Volksalmanache des 18. und 19. Jahrhunderts: Strukturen, Wandlungen, intertextuelle Bezüge. Heidelberg: Winter 2004. 329 S., Ill. (Studia Romanica, 119).

Das Europa des 18. Jahrhunderts gilt, geprägt durch den Aufschwung der periodischen Presse in Deutschland, Frankreich und anderen europäischen Ländern, als ein Zeitalter des medialen Umbruchs. In Frankreich informierten zunächst ausländische *gazettes* und *journaux* in französischer Sprache die Bevölkerung über politische Geschehnisse, Kunst und Kultur, ehe es durch die zeitweilige Pressefreiheit während der Französischen Revolution zu einer explosionsartigen Zunahme perio-

¹ Emil Brunner: *Tausend Blicke. Kinderporträts von Emil Brunner aus dem Bündner Oberland. Mit Erinnerungen der Porträtierten und Texten von Erika Hössli, Paul Hugger und Peter Pfrunder.* Hg. von der Schweizerischen Stiftung für die Photographie. Zürich: Limmat Verlag 2002. Vgl. Rezension in SAVk 99/2003, S. 208–209.

discher Druckerzeugnisse und zur Herausbildung des politischen Journalismus kam. Obwohl die Geschwindigkeit der Informationsübermittlung rasant zunahm, konnte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein ein periodisches Druckerzeugnis neben den *gazettes* und *journaux* behaupten, welches sich vor allem durch eine verlangsamte, zeitlich verzögerte Informationsvermittlung auszeichnete: der Volksalmanach.

Die Romanistin Susanne Greilich untersucht in ihrer Dissertation französischsprachige Volksalmanache des 18. und 19. Jahrhunderts, welche vor allem von der literaturwissenschaftlichen Forschung bisher eher stiefmütterlich behandelt wurden. Ihr Ziel ist es, Strukturen und Wandlungen in den französischsprachigen Volksalmanachen der Frühmoderne, vor allem auch vor dem Hintergrund der im 18. Jahrhundert entstehenden Volksaufklärung, welche direkten Einfluss auf die Gestaltung dieser Kalender nahm, aufzuzeigen und intertextuelle Bezüge in den Kalendern herauszuarbeiten.

In einem einleitenden Teil fasst die Autorin den aktuellen Forschungsstand und die unterschiedlichen Untersuchungsperspektiven zusammen, beschreibt kurz die Funktion des Volksalmanachs als Informationsmedium und bemüht sich um eine Definition ihres Untersuchungsgegenstandes. Sie grenzt die Volksalmanache von anderen Almanachformen ab (Musenalmanach, Almanache für bestimmte Berufsgruppen), welche für ein bürgerliches Lesepublikum produziert wurden, und macht deutlich, dass der Begriff «Almanach» im Französischen, im Gegensatz zur deutschen Sprache, welche vor allem den Musenalmanach kennt, sämtliche Druckwerke umfasst, die ein Kalendarium enthalten und darüber hinaus der Leserschaft weitere Informationen offerieren. Die Bezeichnung «Volksalmanach» entspricht somit der in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen üblichen Bezeichnung «Volkskalender».

Als Grundlage für den zweiten und dritten Teil ihrer Untersuchung dient Susanne Greilich die Auswertung französischsprachiger, zum Teil in der Schweiz herausgegebener Volkskalender des Typs *Messager boiteux*. «Der Almanach des Typs *Messager boiteux/Hinkender Bote* ist der im Europa der frühen Neuzeit wohl am weitesten verbreitete Volksalmanach. Sein Name geht auf die Figur des einbeinigen, hinkenden Kolporteurs zurück, der auch auf dem Umschlagtitel des Almanachs abgebildet ist» (S. 47). Die Autorin wertete Exemplare aus den Druckorten Basel, Bern, Vevey, Colmar, Porrentruy und Montbéliard des Zeitraumes von 1706 bis 1860 aus. Ebenfalls untersucht wurden Exemplare des belgischen *Almanach de Liège* des (fiktiven) Mathieu Laensbergh (Jahrgänge 1641–1860). Diese Almanache sind «wohl die bekanntesten und vermutlich auch erfolgreichsten französischsprachigen Volkskalender der Frühmoderne» (S. 15) und traten ihren Siegeszug über weite Teile des französischen Sprachgebiets in Europa an. Die heutigen Bestände in den französischen Bibliotheken sowie zeitgenössische Quellen zeugen vom Verbreitungsgrad dieser Kalender. Ergänzt wird dieses Quellenkorpus durch deutschsprachige *Hinkende Boten*, welche bereits seit dem 17. Jahrhundert herausgegeben wurden, sowie durch Jahrgänge des *Postillion de la Paix & de la Guerre*, eines dem *Messager boiteux* verwandten Volkskalenders aus Montbéliard. Nach einer kurzen Vorstellung der Quellen präsentiert die Autorin Aufbau und strukturelle Veränderungen der untersuchten Kalenderjahrgänge. Signifikant erscheint die Dreiteilung der Almanache, welche seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts vorhanden war. Alle bearbeiteten Kalender enthielten ein Kalendarium und die *Ephémérides* bzw. die *Prognostication*, in welcher neben Angaben zu den Finsternissen des kommenden Jahres auch auf astrologischen Vorzeichen begründete «Prognosen» in Bezug auf Witterung, Krieg, Frieden, Krankheit und Ernteerträge des Folgejahres zu finden waren.

Die *Relation curieuse* mit ihren unterhaltenden und informierenden Texten bildete den Abschluss des Kalenders. Dieser Abschnitt beinhaltete neben politischen Nachrichten und historischen Berichten auch *faits divers* (also «Vermischte Nachrichten» über Naturkatastrophen, Unfälle, besondere Ereignisse usw.) und in zunehmendem Masse Exempla, Beispielgeschichten, Anekdoten, Reiseberichte und (volksaufklärerische) Ratgeberextexte zu unterschiedlichsten Themen.

Während in den *Messager boiteux* der Anteil der *Relation curieuse* seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts zu Ungunsten der abergläubischen *Ephémérides* kontinuierlich zunahm – dies vermutlich durch den Einfluss der deutschen und schweizerischen Volksaufklärung bedingt –, zeigt sich im *Almanach de Liège* eine gegensätzliche Entwicklung. Dort wurde die *Prognostication* im Jahre 1794 auf insgesamt 72 Seiten ausgedehnt (Gesamtvolumen 128 Seiten), während die historische und «vermischt» Berichterstattung immer stärker in den Hintergrund trat und im 19. Jahrhundert komplett aus dem Kalender verschwand. Einzig Ratgeberextexte für die Landwirtschaft und den Gartenbau druckte der Kalender auch weiterhin ab. Der Ausbau der *Prognostication* im *Almanach de Liège* auf 72 Seiten – der Umfang blieb bis zum Ende der Bearbeitungszeit gleich – erfolgte möglicherweise, um Käufer anzuziehen oder abzuwerben, welche in den «aufgeklärten» Kalendern die altbekannten Vorhersagen vermissten. Die Wirkung der Volksaufklärung auf den Kalender des Typs *Messager boiteux* zeigt sich

jedoch nicht nur in der Abnahme astrologischer bzw. abergläubischer Kalenderteile, sondern auch in der Auswahl der Texte für die *Relation curieuse*, in denen Themen wie Freundschaft, Toleranz oder auch kindliche Liebe verstärkt eine Rolle spielten und welche durch «aufgeklärte» Ratgeber-texte zu Hygienefragen, Gartenbau, Landwirtschaft, Viehzucht usw. ergänzt wurden. Zugleich ging der Anteil an politischen Nachrichten und historischen Berichten im 19. Jahrhundert stark zurück, der Almanach erlebte eine Literarisierung. Dies gilt ebenfalls für den *Almanach de Liège*.

Im dritten Teil der Arbeit liegt der Schwerpunkt auf der Untersuchung intertextueller Bezüge in den Almanachen. Der Kalender ist ein Medium, in dem Textrecycling eine grosse Rolle spielte. Die Textredakteure sammelten Texte und legten eine Art Fundus an, aus dem sie die *Relation curieuse* füllen konnten. Hier wurde auch verstärkt auf Texte aus anderen Medien, so zum Beispiel aus den *gazettes* und *journals*, Märchen- und Sagensammlungen, aber auch aus fremden oder eigenen, früheren Almanachaussgaben zurückgegriffen. So findet sich eine Version der deutschen Sage «Kinder zu Hameln» (auch bekannt unter dem Titel «Der Rattenfänger von Hameln»), welche in den «Deutschen Sagen» der Gebrüder Grimm abgedruckt wurde, im Jahre 1828 in einer französischen Übersetzung im *Postillion de la Paix & de la Guerre* und in zwei Ausgaben des *Messager boiteux*. Die Almanache machten in diesem Fall ein breites französischsprachiges Publikum zehn Jahre, bevor die Sagensammlung der Gebrüder Grimm erstmals ins Französische übersetzt wurde, mit der Sage vertraut. Susanne Greilich präsentiert mehrere solcher intertextueller Bezüge aus unterschiedlichen Quellen, stellt die entsprechenden Textbeispiele gegenüber und analysiert die in den Almanachen abgedruckten Texte hinsichtlich ihrer Bearbeitungen des Originals und spezifischen Besonderheiten. Hierbei fällt auf, dass die Originale bzw. Vorlagen dem Wissensstand und den Lesegewohnheiten und Bedürfnissen des Kalenderpublikums (z.B. zum Vorlesen geeignet) angepasst wurden. Die Texte wurden von den Kalendermachern folglich nicht einfach abgeschrieben, sondern wenn nötig übersetzt, bewusst bearbeitet und den besonderen Anforderungen des Mediums Volkskalender angepasst.

Die vorliegende Arbeit erreicht die gesteckten Ziele. Ihre Stärke liegt vor allem in der Darstellung des durch die Aufklärung verursachten Wandels in den Kalenderinhalten sowie, im dritten Teil der Untersuchung, in der Auswertung intertextueller Bezüge. Die im Rahmen der Textanalyse abgedruckten und die im Anhang aufgeführten Textbeispiele bieten eine Fülle an Quellenmaterial, welches die Erkenntnisse der Arbeit vorzüglich illustriert und nachvollziehbar macht.

In der Arbeit etwas kurz gekommen sind leider Überlegungen zur Polyfunktionalität der Kalender und den sich daraus ergebenden Auswirkungen auf Struktur und Inhalt. Offen bleibt zuletzt auch die Frage, ob die künstlich herbeigeführte Abgrenzung der Kalender des Typs *Messager boiteux* und die daraus resultierende Sonderstellung dieser Kalenderreihen dem Medium «Volkskalender», welches schon seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts nachgewiesen werden kann, gerecht wird. Die Autorin zeigt in ihrer Untersuchung der strukturellen Merkmale und Inhalte, dass es eben keine signifikanten Unterschiede zwischen Kalendern des Typs *Messager boiteux* und anderen Kalendern gibt, welche sich nicht – wie im Falle des *Almanach de Liège* – auf ökonomische bzw. absatzsteigernde Überlegungen oder individuelle Präferenzen eines Kalendermachers zurückführen lassen.

Kleinere Schwächen verzeiht man der Autorin jedoch gerne, denn durch ihre fundierte Arbeit trägt Susanne Greilich zu einem neuen, besseren Verständnis der Textauswahl und -gestaltung in den Kalendern bei, sie wertet die Kalenderredaktion auf und liefert einen wertvollen Beitrag zur Erforschung des Volkskalenders.

Claudia Wehner Näff

JUTTA ZANDER-SEIDEL: Kleiderwechsel. Frauen-, Männer- und Kinderkleidung des 18. bis 20. Jahrhunderts. Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums 2002. 275 S., Ill.

Zum 150-jährigen Bestehen hat das Germanische Nationalmuseum eine neue Dauerausstellung aus dem Fundus seiner Kleidungssammlung gestaltet, dieser Sammlung, die als eine der ältesten und reichhaltigsten im deutschen Sprachgebiet gelten darf. Sie ist das Resultat jahrelangen Forschens und Planens unter der ebenso kompetenten wie einfühlsamen Leitung von Jutta Zander-Seidel und stellt eine mutige Abkehr von gewohnten, lieb gewordenen Sichtweisen und Präsentationsformen dar. Verzichtet wird auf schwelgerische Üppigkeit und unmittelbare Augenlust, die den primären Reiz vieler Textilausstellungen ausmachen, zugunsten eines nüchtern-sachlichen Stils in durchsichtig-moderner Ausstellungsarchitektur. Die traditionelle, im Haus seit dem Zweiten Weltkrieg besonders deutlich praktizierte Trennung von «Kostüm» und «Tracht» wurde aufgegeben; die Perspektive ist nunmehr eine umfassend historische mit thematischen Akzentuierungen.

Gegliedert wird in einen ersten, chronologischen Rundgang, der sich den Statussymbolen der Ständesellschaft bis 1800, den aufeinander folgenden Stilen und Ensembles von Männer- und Frauenkleidung bis 1900 (darunter der Trachtengeschichte als einer Gegenweltgeschichte), der Reformzeit um die Jahrhundertwende und den neuen Funktionen, Materialien, Vorbildern und Freiheiten bis 1970 widmet. (Ältere Objekte finden sich aus einsichtigen konservatorischen Gründen nicht in der Dauerausstellung.)

Im zweiten Rundgang stehen Themen im Vordergrund, besonders reichhaltig und vielseitig die Kapitel über Unterwäsche und Kinderkleidung, aber auch Kaschmirschals, Kopfbedeckungen, Brautkleider und Schuhe, dann der für Nürnberg wichtige «Focus Mittelalter» nebst der Tirolbegeisterung, ideologische Aspekte, die Notkleidung der Kriegszeiten und der Umgang mit (seinerzeit) aktuellen Modeerscheinungen.

Dem Charakter der Sammlung, die nicht auf avantgardistische Mode, sondern auf Kleidung im Lebensvollzug ausgerichtet war und ist, wird diese Aufstellung in hohem Mass gerecht, zumal man für die Figurinen eine neuartige und aufwändige Lösung fand: Sie wurden für jedes einzelne Objekt (das ja auch nicht von der Stange kam) individuell und massgerecht hergestellt. Dies soll, verbunden mit dem Verzicht auf ästhetisch motivierte Retuschen und Korrekturen, eine «möglichst originalgetreue Wahrnehmung» jedes Kleidungsstücks (S.17) ermöglichen und es als historische Quelle fassbar machen. In der Ausstellung selbst dienen dazu, nebst den Objekt-Zusammenstellungen, nicht so sehr die üblichen knappen Beschriftungen als zusätzliche Foto- und Bilddokumente.

Hier leistet der Begleitband unschätzbare zusätzliche Hilfe. Er enthält nicht nur den Kurzkatalog aller ausgestellten Gegenstände, sondern all die Geschichten, die die Objekte zu erzählen wissen, von früheren Besitzerinnen und Besitzern, von Erwerbsumständen, Fertigung, Gebrauch und Wiederverwendungen. Das Museum hat das Glück, viele solcher «besonderer» Dinge zu besitzen, wie das Kostüm des Hans Sachs aus dem Nürnberger Festumzug von 1834, die Paradeuniform eines königlich-bayrischen Kanalamtsvorstehers um 1900, einen in den 1950er Jahren als modisches Mitbringsel in den USA gekauften Petticoat, der später zum Faschingskostüm umgearbeitet wurde, aber auch der anrührende schwarz-grau gestreifte Trauerpulloover von 1944, aus aufgetrennten Socken des Verstorbenen gestrickt. Dass dies alles nicht anekdotisch wirkt, sondern Exemplarisches zu verdeutlichen vermag, dafür stehen die überaus kenntnisreichen Kapiteltexte, die Beziehungen herstellen und den weiteren Kontext umreissen. Damit können die Ausstellungsbesucherinnen und -besucher mehr, als was ihre Augen zu sehen vermochten, nach Hause tragen, und auch für diejenigen, die (noch) nicht nach Nürnberg reisen konnten, stellt der Band ein gelungenes und sehr informatives Lese- und Schauvergnügen dar.

Im Hinblick auf die Neuaufstellung konnte Claudia Selheim die berühmte Trachtensammlung, die der Zoologe Oskar Kling gegen Ende des 19. Jahrhunderts zusammengetragen und dem Museum geschenkt hat, einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterziehen. Miteinbezogen wurden die dazugehörenden, als individuelle Porträts gearbeiteten Figurinen. Die Ergebnisse liegen leider bislang nur als Manuskript vor, flossen aber in den Haupttext und in die Gestaltung ein, ja haben der Zusammenführung der (vorher eigenen) Abteilungen Kostüm und Tracht erst eigentlich das Fundament geliefert. So wird deutlich, wie die Kling'sche Sammlung ideologisch und ästhetisch dem Denken und Träumen der Zeit verhaftet ist und wie und mit welch weitreichenden Folgen Kling aus zusammengetragenen heterogenen Einzelteilen, Bildern und Imaginationen seine Ensembles von Regionaltrachten konstruiert hat. Die Dinge bekamen durch die personalisierenden Mannequins und die Aufstellung in Paar- oder Familienweise den Anschein lebendiger Realität, durch die Musealisierung aber auch ihre kategoriale Stelle, ihre überzeitliche und überindividuelle Weihe und ihre wissenschaftliche Legitimation. Mit Recht weist der Text darauf hin, dass «innerhalb der Trachtenbildung des 19. Jahrhunderts [an der die Sammler mitwirkten] die Übertragung der historisierenden Sonderkleidung von «Vater» und «Mutter» auf das Kind eine gleichsam biologische Fundierung der heilen Bauernwelt bedeutete, zu deren Konstituierung die Trachten beitrugen» (S. 125). Während in der Ausstellung der Zusammenschluss der beiden früheren Abteilungen und Wissenschaftstraditionen geglückt und wechselseitig erhellt wirkte, empfand ich das mehrfache Aufgreifen der Thematik im zweiten Teil des Begleitbands als etwas ermüdend. Überraschungen bereiten bei diesem Rundgang auch nicht so sehr die Wahl der Themen, die aufbereitetes Wissen bestätigen und ergänzen, als einzelne Objekte, von denen viele noch nie gezeigt wurden und die einmal mehr die Qualität und Originalität der Nürnberger Sammlung beweisen. Dazu haben im Lauf der Jahrzehnte viele beigetragen, und sie haben in eigenen Forschungsarbeiten Gewinn daraus gezogen, zum Nutzen der ganzen Wissenschaft. Es sei nur an die zahlreichen profunden Beiträge von Bernward Deneke, dem früheren Konservator der volkskundlichen Abteilung, und an die innovative Dissertation von Jutta Zander-Seidel erinnert. Der vorliegende Band kann und

wird hoffentlich viel dazu beitragen, dass das GNM in Nürnberg weiterhin und erst recht eine Quelle akademischer und museologischer Inspiration sein kann.

Anzumerken bleibt, dass die Ausstellung, von einigen interessanten und kostbaren Schweizer Trachtenstücken abgesehen, deutsche und dabei viele Nürnberger Objekte zeigt und auch die Texte, dem Prinzip dieses Museums getreu, die Sicht auf Deutschland einnehmen. Der mitgedachte Kontext ist aber ein weiterer, europäischer, wie nicht zuletzt die Bibliographie zeigt.

Christine Burckhardt-Seebass

LIOBA KELLER-DRESCHER: *Die Ordnung der Kleider. Ländliche Mode in Württemberg 1750–1850*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2003. 319 S., Ill. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 96).

Die Vignette auf dem Buchumschlag, Ausschnitt aus einem württembergischen Landwirtschaftsfestumzug von 1842, lässt einen weiteren regionspezifischen Beitrag zu Tracht und Trachtenfolklorismus erwarten. Titel und Untertitel wollen jedoch ernst genommen werden, sie zeigen eine andere Intention an. Es geht um ländliche Kleidung, auf der einen Seite als Geschichte eines mit Bildern und Repräsentationen geführten Ordnungsdiskurses (der auch ein Herrschaftsinstrument ist), auf der oder besser: von der anderen Seite her als Annäherung an ein Stück gelebten Alltags und seiner Sachen, wie er sich in Heiratsinventaren zweier Dörfer zu erkennen gibt. Die Konfrontation der Ergebnisse lässt sich in dem Satz zusammenfassen: «Das Unspektakuläre entlarvt das Spektakel» (S.292). Eine «Ent-Täuschung» (ebd.), die man – beim jetzigen Stand historisch-volkskundlicher Kleidungsforschung – erwartet haben mag, die aber nicht nur zusätzliche Belege bringt, sondern, in eine anspruchsvolle theoretische Reflexion eingebettet, neue Zusammenhänge verdeutlicht und weitere Fragen anzustossen vermag. Württemberg im Übergang zwischen Ancien Régime und Moderne erweist sich dafür als interessantes Forschungsterrain.

Im ersten Teil gelingt es der Autorin, anhand der einschlägigen Policey-Ordnungen mit ihren Kleidervorschriften aufzuzeigen, wie vom 16. Jahrhundert an Kleidung als Medium verstanden und eingesetzt wird, um soziale Unterscheidbarkeit in einer unübersichtlicher werdenden Welt zu sichern, wie daraus, verstärkt durch Reisebeschreibungen (oder eher noch durch die präskribierenden Apodemiken) eine klare Ordnung vorgedacht wird, die dann in Bildern (in Trachtenbüchern, in der Genremalerei) auch präsentiert werden kann. Als eigentliche Handlungsanweisungen, zumal für die unteren Schichten, sei diese Quellengruppe dagegen nicht zu verstehen. Erst in der Endphase des Ancien Régime und der beginnenden Aufklärung, von etwa 1750 an, bekommt das Bauernvolk Aufmerksamkeit und neue Geltung, als Ziel pädagogisch-ästhetischen Bemühens um gute Untertanen, immer deutlicher aber auch als Gegenwelt zur Moderne und Projektion des Natürlichen und Heimatlichen, und bäuerliche Kleidung kann zum Identifikationsprogramm von Region werden. Festliche Repräsentationen (Vor-, nicht Darstellungen), von Kunststudenten der Hohen Karlsschule des (1744–1793 regierenden) Herzogs Carl Eugen entworfen, zu fürstlichem Vergnügen gespielt und in Bildern festgehalten liefern die Vorlagen für Abbildungen, die, «abgekupfert», über Jahrzehnte hinweg und bis in die wissenschaftliche Volkskunde hinein, in von Frau Keller-Drescher minutiös rekonstruierten Ketten, die Vorstellungen von württembergischen Trachten generieren und tradieren und dabei auch geschlechtsspezifische Interpretationen festschreiben. Daran ändern in der ethnographischen Phase des 20. Jahrhunderts (G. Haas) auch Museumsobjekte nicht viel, da sie, der Autorin zufolge, Relikte sind, nicht so sehr Alltagszeugnisse.

Im zweiten Teil konfrontiert Frau Keller-Drescher diese Ergebnisse mit Realitäten, die sie aus der Analyse von Heiratsinventaren der Gemeinden Dusslingen und Bettingen (beide als typische Trachtendörfer geltend) gewinnt. Diese amtlich erhobenen Listen des beidseits eingebrachten Heiratsguts stellen eine württembergische Besonderheit dar, und die Autorin hält sie für aussagekräftiger als die üblichen, volkskundlich vielfach ausgewerteten Sterbfallinventare, weil sie den Objektbestand zeitgemäß und an einem zukunftsgerichteten lebensgeschichtlichen Wendepunkt festhalten: im Moment der Konstitution eines neuen, ökonomisch selbständigen Haushalts. Das reichhaltige Material wird, getrennt für Männer und Frauen, von oben nach unten, d.h. von der Kopf- bis zur Fussbekleidung, Schmuck und Accessoires eingeschlossen, gesichtet und analysiert. Es zeigt kontinuierliche, wenn auch kleine Veränderungen, an denen sich doch zwei aufeinander folgende historische Formen (mit langdauernden Überschneidungen) ablesen lassen, in keinem Moment jedoch ein striktes Ordnungssystem. (!) Um 1750 ist die «traditionell» genannte Kleidung allgemein, die auf Formen des Barock beruht und sich auszeichnet durch mehrfarbige Mehrteiligkeit (Kniehose-Weste-Kamisol resp. Rock-Mieder-

Göller-Vorstecker). Aus ihrem Formenfundus bedienen sich die höfischen Repräsentationen. Sie wird allmählich, mit regionalen und schichtspezifischen Verzögerungen, abgelöst durch die in Farbe und Wirkung einheitliche oder sogar einteilige (Frauenkleid!) moderne Form, die um 1850 dann vorherrscht. Erst jetzt setzt der an den Bilderordnungen orientierte Folklorisierungsprozess ein, d.h. der veraltete Stil wird als Retrolook zur neuen Mode. Zwar ist die dörfliche Gesellschaft keineswegs homogen, aber die Ausstattung mit Kleidern ist bei Bauern, Handwerkern und Gewerblern resp. Verwaltungsleuten beschränkt und relativ einheitlich, was Repertoire und Wert betrifft. Meist sind es einheiratende Frauen, die zuerst mit Neuerungen aufwarten; bäuerliche Einwohner können weniger flexibel reagieren. Zwischen Erfindung und Fund bleibt somit, jedenfalls bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, Distanz.

Die Arbeit von Lioba Keller-Drescher, innovativ, klar und souverän, darf als Mikrostudie beispielhafter Art bezeichnet werden (ohne Württemberg damit der Kleinheit zu bezichtigen). Ihre Einordnung in einen allgemeineren Kontext geschieht auf der theoretischen Ebene (ewa unter den Stichworten Macht, Rhetorik, Gedächtnis). Damit wird die Frage nach historischer und regionaler Vergleichbarkeit und, von da aus, die Aufgabe der präzisen Kontextualisierung und generelleren Quellenkritik an uns, die Nicht-Tübingerinnen und Nicht-Württemberger, weitergereicht. Nehmen wir, auf dem hier erreichten neuen Kenntnisstand, die Herausforderung an!

Christine Burckhardt-Seebass

BRUNHILDE MIEHE: Der Tracht treu geblieben. Studien zum regionalen Kleidungsverhalten in der Lausitz. Bautzen: Domowina-Verlag 2003. 184 S., Ill.

Nach dem erprobten Schema des Bandes über Hessen (Rez. in SAVk 94/1998) legt die Autorin hier eine Dokumentation über heutige sorbische Trachtenträgerinnen vor. Sie will damit, ohne allerdings denselben wissenschaftlichen Anspruch zu erheben, die zeitliche Lücke schliessen zu den älteren Untersuchungen insbesondere von Paul Nedo, Lotar Balke und Mitarbeitern, die bis in die Zwischenkriegszeit reichen. (Auf eine Auseinandersetzung damit lässt sie sich leider mit keinem Satz ein.)

In vier Gebieten der Lausitz werden heute noch von einigen Frauen als Normalkleidung Trachten getragen: in den katholischen gemischt deutsch-sorbischen Dörfern zwischen Dresden und Görlitz, in der Region um Hoyerswerda, in Schleife und in der Niederlausitz. (Nicht-landeskundigen Leserinnen und Lesern wäre eine Kartenskizze willkommen gewesen.) Für jedes Gebiet gibt Frau Miehe einen kurzen Überblick über die trachtlichen Prozesse der letzten Jahrzehnte und lässt dann eine Reihe von biographisch-vestimentären Porträts einzelner Trägerinnen folgen. Sie werden verdeutlicht durch viele Fotografien, die meist von der Kindheit oder Jugend bis in die Gegenwart der vorgestellten Personen reichen. Reiz und Wert dieser Darstellungsweise liegen in der Fülle der Details über alltägliches Sich-Kleiden, über die Abhängigkeit von Lebensläufen, Personen und Situationen, über die Verbindlichkeit noch bestehender Regeln und individuelle Spielräume. Das Repertoire ist (noch) erstaunlich reichhaltig und elaboriert, reicht vom Kirchgangs- über das Sonntagskleid, gewöhnlichgut und halbgut bis zum Arbeitsalltag, mit Sonderformen für Hochzeit, Trauer und andere Gelegenheiten (im katholischen Gebiet speziell die Tracht der Ehrenjungfrauen *držka* für Fronleichnam). Die Autorin hebt *Folkloretrachten*, d.h. gleichförmige Vereinstrachten, mit Recht vom älteren Bestand, den sie authentisch nennt, ab, obwohl im Einzelfall die Grenze nicht immer so scharf gezogen werden dürfte. Interessant ist, dass bürgerliche und *bäuerliche* Kleidung (so die übliche Bezeichnung von Tracht) von einigen Frauen nebeneinander getragen wird, wobei in beiden Fällen eine Vorliebe für florale Muster auffällt. Festhalten wird man auch, dass früher übliche, aber nicht mehr erhältliche Posamentierien heute durch Stickereien ersetzt werden, die ihrerseits nun eine «sorbische» Tradition begründen. Im Schlusskapitel geht die Autorin sehr knapp auf den Kontext, den «Sonderfall Lausitz» ein. Zwar eigne nur im katholischen Gebiet, unterstützt von der Kirche, dem Trachtragen ein demonstrativ sorbisch-ethnischer Zug, sonst werde es eben als Kennzeichen bäuerlicher Tradition verstanden. Diese sei für die damals schon nicht mehr jungen Frauen durch die sozialistische Kollektivierung nicht so getroffen worden, dass es zu einem Wechsel der Kleidung gekommen wäre. Dieser generationsspezifische Umstand wäre aber vor- und nachher kaum so wirksam gewesen ohne die Identitätsbemühungen der sorbischen Vereinigungen, die nach der Wende eine zusätzliche Stärkung erfuhren durch die Regionalisierungsbestrebungen der EU.

Christine Burckhardt-Seebass

A Néprajzi Múzeum Évkönyve 2003. Budapest: Néprajzi Múzeum 2004. 176 S., Ill. (Néprajzi értesítő = Annales musei ethnographiae, 85).

Das Jahrbuch 2003 des Ethnographischen Museums von Budapest ist einer herausragenden Forscherpersönlichkeit gewidmet, nämlich Klára Csilléry, die im Jahr 1993 ihren 70. Geburtstag feiern konnte und kurz vor ihrem 80. Geburtstag verstorben ist. Das Ethnographische Museum von Budapest widmete ihrem eminenten Mitglied das Jahrbuch 1993 zur Feier und nun – zehn Jahre später – das Jahrbuch 2003 zum Gedenken.

Klára Csilléry begann ihre Forschungstätigkeit mit der Untersuchung von Möbeln, die sich Bauern leisteten, die vom aufkommenden Bürgertum in den Kleinstädten ihrer näheren Umgebung beeinflusst wurden. Sie erkannte Stil und Machart in wesentlich älteren Bauernmöbeln wieder, dies auch im Ausland. Sie erkannte, dass das Himmelbett auf eine frühmittelalterliche Möbelkultur zurückgeht, wie sie am Hofe der Merowinger üblich und in ganz Westeuropa verbreitet war. Ihre Erkenntnis wurde heftig bestritten, hat sich aber seither längst durchgesetzt. Denn es ging auch um andere Möbel, ja diese Tendenzen besaßen einen allgemeinen Charakter, aus dem sich Handelsströme in ganz Europa erkennen lassen. Klára Csilléry sprach stets von einem Kulturräum, der weit über die Grenzen Ungarns hinausging und in dem die Vergangenheit bis in die Gegenwart hineinreicht. Sehr früh kaufte sie geschnitzte Möbel, die heute zur Dauerausstellung des Museums gehören; sie bestückte auch das Haus von Fadd, das im Zustand von Weihnachten 1907 lebensecht nachgebildet wurde und ebenfalls im Museum installiert ist; schliesslich veröffentlichte sie regelmässig Artikel über ihre Forschungstätigkeit und bildete den Nachwuchs heran, der dank ihrem visionären Sinn für Zusammenhänge lernte, «die Gegenstände zu lesen»: Kein Gegenstand gleicht dem andern, und kein Schnörkel ist ohne Bedeutung.

Junge Forscherinnen und Forscher stellen im Jahrbuch Teile ihrer Arbeiten vor und verweisen namentlich auf ihre grosse Meisterin. Um die Wanderbewegung der Schreiner und Zimmerleute erfassen zu können, wurden Bestellbücher, Warenkataloge und Nachlässe studiert und verglichen, aber auch Erbschaften, Ausgrabungen und gehortete Schätze untersucht. Zunftbriefe, Erlasse, Reglementierungen geben Einblick in die Herstellung von Marktwaren, wobei die im Mittelalter individuell gefertigte Keramik im Laufe der Jahrhunderte der Massenware weicht. Auch bei den Möbeln verlagert sich tendenziell die Einzelanfertigung zur Massenfertigung. Allerdings setzt das aufkommende Bürgertum, und damit verbunden das verbürgerlichte Bauerntum, Ende des 19. Jahrhunderts eine gegenläufige Bewegung in Gang, indem die Mitgift und die Wohnungseinrichtung junger Paare nach individuellen Wünschen und mit grossem Aufwand gefertigt wird. Von Bedeutung waren die Weltausstellungen in Budapest und in Wien zum Millennium, weil sie das Bewusstsein für die eigenen Traditionen und für die Schönheit der ungarischen Bauernkultur weckten und förderten und gleichzeitig auch im Ausland bekannt machten. Die Gegend von Tolna (Sárköz genannt) wurde besonders untersucht, da hier in Westungarn, am unteren Donaulauf, Einflüsse der zwischen Donau und Theiss gelegenen Grossen ungarischen Tiefebene sichtbar werden. In Bezug auf den Hausbau z. B. kann man von einer Art Reliktgebiet sprechen, dessen stilistische Eigenheiten sich als Forschungsgegenstand anbieten.

Es kommen aber auch Gebiete im Osten (Siebenbürgen und heutige Ukraine) zur Sprache. So werden religiöse Abziehbilder vorgestellt, in welchen sich Ost- und Westkirche graduell vermischen, und ein Artikel befasst sich speziell mit dem Fresko eines Dudelsackpfeifers auf der Aussenwand der reformierten Kirche von Alsóörs, in Sichtweite von Tihany gelegen: Ältester griechischer Einfluss auf ungarischem Boden wird hier diskutiert und glaubhaft gemacht. Zum Schluss sei auf die englischsprachigen Zusammenfassungen der detailreichen und ausführlichen Artikel hingewiesen, und zur Ehre der Beiträger seien ihre Namen erwähnt: *Zoltán Fejös, Tamás Hofer, Györgyi Csukás, Tünde Zentai, Vera Nagy Varga, Gabriella Vida, Gábor Tüsökés, Emese Szokja, Zoltán G. Szabó.* Paula Küng-Hefti

KAI DETLEF SIEVERS: Die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus im Spiegel bildlicher Überlieferung. Kiel: Ludwig 2005. 176 S., Ill.

Kai Detlev Sievers, Mitverfasser einer 1994 erschienenen Monographie zum Armenwesen in Schleswig-Holstein, hat sich zehn Jahre danach auf andere Art und Weise nochmals dieses Themas angenommen, nämlich in einer Monographie zu den Bilddarstellungen des reichen Prassers und des armen Lazarus. Es ist dies eines jener (Luk 16,19–31) biblischen Gleichnisse, welches grundlegend für die christliche Einstellung dem Armenproblem gegenüber wurde und infolgedessen fortlaufend Gegenstand von Predigten, Hauspostillen und Geistlichen Spielen blieb. Darauf wird einleitend kurz

eingegangen. Daneben waren aber auch bildliche Darstellungen weit verbreitet. In ihnen liessen sich die im Gleichnis angelegten Gegensätze, die Hartherzigkeit des tafelnden Reichen gegenüber dem hungernden Armen, fast noch drastischer zeigen und über die im Gleichnis selbst relativ nüchtern berichteten Fakten hinaus dramatisieren. So etwa, wenn Diener den hässlichen, schwärenbedeckten Lazarus mit Gewalt aus den Augen der guten Gesellschaft zu räumen versuchen. Ebenso lässt die Verbildlichung des Todes des Reichen und seiner Qualen in der Hölle und demgegenüber die Aufnahme des Lazarus in Abrahams Schoss Steigerungen der biblischen Botschaft zu. Sievers hat eine grosse Menge von Bildquellen aller Art – von öffentlich gezeigten wie Malereien an Häusern und in Kirchen oder Flugblättern und Bibelillustrationen bis zu privaten, insbesondere Buchmalereien und Tafelbildern – zusammengetragen und sie eingehend analysiert. Schwerpunkte der Deutung des Gleichnisses und ihre zeitlichen Verschiebungen werden so sichtbar gemacht. Insgesamt lässt sich über die Jahrhunderte hinweg bis ins 19., wo das Thema schliesslich ausläuft, eine Profanisierung der biblischen Geschichtenerzählung feststellen, derart, dass die Darstellung des Reichtums zum Hauptgegenstand des Bildes wird, während Lazarus darin an den Rand gedrängt wird, womit die gute Absicht manchmal ins Gegenteil verkehrt wird. Unter den Bildträgern sind viele, die auch das Interesse des Volkskundlers beanspruchen dürfen, besonders die alles in allem eher seltenen gegenständlichen Zeugnisse. Erwähnt seien insbesondere die Bettelbretter, Holzladen zum Einsammeln der Almosen mit einem Bild des hungernden Lazarus darüber, weiter Lazarusplastiken als Träger von Opferstöcken, Darstellungen des Gleichnisses in bäuerlichen Malereien (Schweden, Dalarna) sowie plastisch auf Dosendeckeln, Truhen, Hohlformen für Gebäck, Ofenplatten u. dgl.

Drei Punkte geben zu etwas Kritik Anlass. Das beigebrachte Material beschränkt sich im Wesentlichen auf die Niederlande, Deutschland (vorwiegend das protestantische) und Skandinavien. Damit ist für die Frühneuzeit das katholische Europa unterrepräsentiert; ein systematischer Vergleich zwischen den Hauptkonfessionen, der sicherlich interessant wäre, ist so nicht möglich. Ich vermute allerdings, dass es im Katholizismus weniger vordringlich war, die Parabel dem Volke zu predigen, war doch hier das theologische Reziprozitätsschema der Vergeltung rechten und unrechten Verhaltens in der Ewigkeit noch stärker verwurzelt, während, wie unter anderen die eingangs erwähnte Untersuchung nahe legt, die protestantischen Obrigkeiten vielfach Mühe hatten, den Bessergestellten Almosen für die Armen zu entlocken. In der Barockmalerei der romanischen Länder wird die Figur des Lazarus kaum jemals dargestellt. Zweitens stösst man bei den Interpretationen Sievers' auf reichlich viele «vielleicht», «wohl», «soll», «scheint», «vermutlich» usw., was nur zum Teil auf die sicherlich nicht rosige Forschungslage zurückgeführt werden kann. Die im abschliessenden Kapitel «Deutungsversuche» zusammengefassten Erkenntnisse wird man dennoch akzeptieren können. Zu guter Letzt: Während man den Reichtum an Abbildungen dieser Publikation schätzen wird, fallen im Text ärgerliche Versehen auf. So sind mindestens einmal die Anmerkungen verrutscht und gerade bei Eigennamen häufen sich die Schreibfehler (etwa Clemens statt Clemen, Nord statt North, Scharffe statt Scharfe). Insgesamt stellt aber der Band einen bemerkenswerten Versuch dar, die allgemein viel zu wenig genutzten Sachquellen für eine historisch und auch volkskundliche Fragestellung fruchtbar zu machen.

Peter Hersche

ANNA MARIA DEPLAZES-HAEFLIGER: Familienalltag im Mittelstand. Geschichte eines Ostschweizers Familienverbandes im 19. und frühen 20. Jahrhundert, mit Briefeditionen. St. Gallen: Rösslitor Bücher 2004. 373 S., Ill. (St. Galler Kultur und Geschichte, 34).

Familienalltag im Mittelstand, was das nicht alles umfassen kann: einem Handwerkslehrling wird ein Finger abgehackt, so dass er seine Lehre unterbrechen muss. Seiner Cousine, die nach Leipzig und später nach Italien ans Konservatorium geschickt wird, wo sie eine primadonnenhafte Karriere beginnt, machen der Erste Weltkrieg und Liebeskummer einen Strich durch die Rechnung.

Was solche Schicksale verbindet, trennt und trotz allem wieder zusammenbringt, liest Anna-Maria Deplazes-Haefliger aus über 500 Briefen heraus, die in einer (ihrer) Verwandtschaft von acht Familien über drei Generationen (ca. 1850 bis 1925) geschrieben und aufbewahrt wurden. Die Autorin ergänzt diese Quellen mit der Beschreibung von Familienstücken wie Schmuck, Möbeln und mit mündlichen Überlieferungen, die sich darum herumranken. Aber auch Tagebucheinträge oder Agendavermerke sowie Angaben aus öffentlichen Archiven bezieht sie mit ein. Entstanden sind detaillierte Alltags-schilderungen, die als Mikrohistorie einen Beitrag zur allgemeinen Sozialgeschichte des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts der Schweiz leisten. Es sei gleich vorweggenommen, dass es sich um ein dichtes, sehr gelungenes Werk handelt, in dessen Liebe zum Detail stets das Allgemeine durchscheint. Die

Fülle der Quellen breitet die Autorin wohl geordnet aus und interpretiert vorsichtig und rücksichtsvoll gegenüber ihren Vorfahren. Lesende geraten ins Staunen über die enormen Schreib- und Postleistungen jener Generationen.

Frauen haben mehr Briefe geschrieben als Männer, sie haben oft stellvertretend für diese geschrieben, und ebenfalls haben Frauen die Korrespondenzen sorgfältiger aufbewahrt als Männer. So bringt es die Quellenlage mit sich, dass die geschilderte Epoche zu einem eindrücklichen Kapitel Frauengeschichte geriet. A.-M. Deplazes meint, wohl nur rhetorisch, die zufrieden geführten Mittelstandsleben seien fast zu banal und zu unspektakulär, um sich darüber auszubreiten. Der 400 Seiten starke Band widerlegt diese Aussage durchwegs.

Die Epoche ab 1850 lohnt die Auswertung, weil sie zusammenfällt mit der allgemeinen Schulpflicht, also dem Beginn der institutionalisierten Schriftlichkeit für alle Heranwachsenden. Neben stereotypen Hin- und Her-Briefen zu Neujahr, Namenstag oder Ereignissen im Lebenslauf wie Konfirmation, Hochzeit, Geburt oder Tod kommen bald Briefe auf, in denen persönliche Wünsche geäussert und Befindlichkeiten mitgeteilt werden. Schreibende, besonders in höheren Schulen und hier wiederum besonders Töchter, wurden nicht nur zum Schreiben von Briefen, sondern auch von Tagebüchern angehalten. Dies waren Mittel einer Erziehung zu Selbstreflexion und Innerlichkeit, wie sie für Frauen des 19. Jahrhunderts erwartet wurden. Die Übung ermöglichte es Schreibenden, über Distanzen hinweg familiäre Vertrautheit zu erhalten. Ein besonderes Genre in dieser Beziehung stellen Liebesbriefe dar. Damit wird im prüden Milieu der Jahrhundertwende Vertrautheit überhaupt erst geschaffen. Am andern Pol findet sich im untersuchten Material ein Briefwechsel zwischen Tochter und Mutter, die sich soweit auseinander gelebt haben, dass sie sich kaum mehr besuchen. Der schriftliche Austausch erlaubt ihnen immerhin, in Kontakt und über die Lebensumstände informiert zu bleiben, und bewahrt ihnen und der Umgebung die Illusion intakter Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen.

A.-M. Deplazes arbeitet die Fülle von Briefen einerseits genealogisch, anderseits regional gegliedert nach Wohnorten auf. Zudem erlauben sechs Tafeln mit Stammbäumen im Anhang das Auffinden aller Schreibenden. Die Wohnorte vervielfachen sich mit den Generationen wegen der Mobilität in Folge von (Textil-)Industrialisierung, entsprechendem Handel und in Folge des Aufbaus öffentlicher Verwaltungen. St. Gallen und Zürich werden als Arbeitsorte attraktiv. Sie erscheinen den sesshaften Verwandten trotz Ausbau der Eisenbahnen erstaunlich weit weg. Besuche sind immer eine länger zu planende Angelegenheit, der mehrere Briefe hin und her vorausgehen.

Neben der Ort- und Familien-Logik, die eine sinnvolle Ordnung ergibt, hilft die hervorragende grafische Gestaltung den Lesenden, sich zurechtzufinden. Die wörtlich aufgeföhrten Briefe sind durchnummieriert. Am Rand wird unter der Nummer das Thema des Briefes angegeben oder gar der Inhalt kurz zusammengefasst. Der grosszügig bemessene Raum bietet zudem Platz genug für Anmerkungen, Erläuterungen und Verweise. Auch die meisten Fotografien finden auf diesem Rand direkt neben den entsprechenden Briefpassagen Platz und illustrieren so das Geschriebene direkt.

Eine weitere hilfreiche Gliederung bietet die Autorin mit ihren Kommentaren, vor und zwischen den Briefen. Hier wird Zeitgeschichte eingeflochten, die weit verzweigten Verwandten in Beziehung gerückt, und sachte werden auch Deutungen des Verhaltens einzelner Personen oder ihrer Umgebung gewagt: besonders eindrücklich im Falle eines Ehepaars, das im Urteil seiner Umgebung das Erbe leichtsinnig verspielt; oder auch dort, wo ein angeheirateter Mann sich für die Geburten und seine Kinder interessiert und aktiv seine Vaterrolle übernimmt. Klingt hier die Moderne mit neuen Vätern an, oder handelt es sich um individuelle Präferenzen, welche «alte Tanten» einfach hinzunehmen haben?

Bei aller vorbildlichen Strukturierung beim Präsentieren des umfangreichen Materials ist die moderne Schreibweise der Familiennamen bei verheirateten Frauen für Lesende eher verwirrend. Sie erlaubt zwar, die Abstammung auf Anhieb zu erkennen, aber der aktuelle Lebenszusammenhang, aus dem die Briefe geschrieben wurden, muss immer wieder gesucht werden. Hie und da sind auch Literaturangaben nicht leicht zu finden.

Hingegen wieder klar und konzentriert sind die beiden letzten Kapitel, in denen die Autorin die vorangegangenen Zitate thematisch aufbereitet. Diese beiden Kapitel stellen ein Konzentrat ihrer Arbeit dar. Es dürften diese sein, die wir im Zusammenhang mit Alltags- und Frauengeschichte des schweizerischen Mittelstands in Zukunft immer wieder zitiert finden werden. Wenn wir bedenken, dass das Quellenmaterial erst vor 150 Jahren geschaffen wurde und mit dem Einzug elektronischer Medien nach menschlichem Ermessen nie wieder solcherart Quellen zur Alltagsgeschichte zur Verfügung stehen werden, wird das Verdienst von Anna-Maria Deplazes erst recht deutlich. Das Staatsarchiv St. Gallen und andere unterstützende Organe waren gut beraten, sich für die Unterstützung der Publikation dieses Werkes zu entscheiden.

Maja Fehlmann

OLAF B. RADER: Grab und Herrschaft. Politischer Totenkult von Alexander dem Grossen bis Lenin. München: Beck 2003. 272 S., Ill.

Der Kulturhistoriker Olaf B. Rader ist der Auffassung, dass das «Todesdenken» zu den unmittelbaren und zentralen Bestandteilen menschlicher Kultur gehören, d. h. dass durch die Erinnerungsarbeit und das Knüpfen von Erinnerungsbändern Gemeinschaftsbewusstsein und Herrschaftsverhältnisse, wenn nicht konstituiert, so doch in hohem Masse befestigt werden. Diese nicht ganz neue Erkenntnis hat ihn dazu bewogen, ein Buch über den Zusammenhang von Herrschaftslegitimation und Totenkult zu schreiben, wobei seine zentrale These lautet, «dass politische Totenrituale zur Befestigung von Herrschaftsverhältnissen eine Art Dauerbrenner in vielen Kulturen darstellten und immer noch darstellen, und dass diese Rituale zur Neuordnung von in Unordnung geratenen gesellschaftlichen Verhältnissen dienen konnten, sich wegen ihrer Effizienz ja geradezu aufdrängten» (S. 10). Er will mit Fallbeispielen nachweisen, dass sich «von alttestamentarischer Zeit bis hin zu den Riten der Moderne ein weiter Bogen» spannt, «der den Gedächtnisort Grab als ungeheuer universellen und wirkungsvollen «Legitimitätsgenerator» ausweist» (S. 27).

Anhand zahlreicher, teilweise außerordentlich berühmter Beispiele von kulthaften Handlungen an Grabstätten, Graböffnungen oder Grabschändungen aus der ganzen Weltgeschichte illustriert Rader, in welcher Weise Gräber mächtiger Personen strategisch für spezifische Machtinteressen von Gruppen und Personen eingesetzt werden können. So ist die örtliche Kontinuität herrschaftlicher Grablegen ein Zeichen ungebrochener Macht von Dynastien, ihre Zerstörung hingegen das unmissverständliche Zeichen von Herrschafts- und Machtbrüchen verbunden mit dem Versuch, Geschichte auszulöschen. Beispielhaft belegt dies die Sturmung und Vernichtung der königlichen Grablegen in St-Denis durch die französischen Revolutionäre. Aus demselben Grund zerstörten die Palästinenser in Nablus das vermeintliche Grab von Joseph, dem Stammvater der Israeliten, um dort eine Moschee zu errichten.

Rader breitet ein reiches Panoptikum affirmativer und destruktiver Ritualhandlungen an markanten Grabstätten aus. Hierzu zählen seit der griechischen Antike Menschenopfer wie die Tötung der schönen Polyxenes, die zu Ende des troianischen Krieges am Grabe des Achill geopfert wurde. Menschenopfer lassen sich in unterschiedlichsten Kulturen nachweisen und Rader deutet sie gemäß seiner Eingangsthese vorrangig als ein Medium der Macht demonstration. «Es ist im Zusammenhang der Begräbnisse nicht Pietät, nicht Ehrfurcht vor den Toten, nicht Ehrung ihres Angedenkens, die diese Opfer erfordern, sondern Macht» (S. 53), eine unnötig verengte Sicht der vielschichtigen Motive der Totenfolge in unterschiedlichen Epochen und Kulturen.

An zahlreichen Begebenheiten wird gezeigt, wie die symbolische Inbesitznahme selbst von Gräbern besiegter Feinde ein wirkungsvolles Instrumentarium zur Durchsetzung von Machtansprüchen sein kann. So hat Cecil Rhodes sich neben dem sagenumwobenen Häuptling der Ndebele, Mzilikazi, begraben lassen, um damit seine Nachfolge als rechtmäßiger Herrscher noch post mortem zu signalisieren. Mit der Ehrung besiegter Feinde u. a. durch die Inszenierung ihrer standesgemäßen Begräbnisse will man sich selbst zu deren rechtmäßigen Nachfolgern erheben, wie die ehrenvolle Behandlung des Leichnams des besieгten Perserkönigs Dareios durch Alexander den Grossen zeigt. Wilhelm der Eroberer suchte sich in eine magische Beziehung zu dem von ihm besieгten König Harald II. zu setzen, indem er auf dem von ihm für Harald errichteten Grabhügel den Titel des Königs von England annahm.

Rader veranschaulicht mittels eines reichen Fundus, welche Signalwirkung der Umgang mit Gräbern bei der Transformation oder Destruktion von Macht haben kann. Für Sultan Mehmed II. Fatih war die Zerstörung der Apostelkirche in Konstantinopel ein symbolischer Neubeginn osmanischer Herrschaft. Für die Christen war umgekehrt die Translation der Reliquien sei es nach Konstantinopel, sei es nach Venedig oder Spanien ein symbolischer Akt im Prozess der Christianisierung und der Bannung des Heidentums.

Rader illustriert in vielfältiger Weise, wie sehr Gräber Kulminationspunkt politischer Bewegungen sein können und dass die Totenfürsorge gezielt der Aneignung und Übertragung von Macht dient. Bei der Fülle der immer wieder interessanten Einzelbeispiele von symbolischer Macht demonstration durch Rekonstruktion, Zerstörung oder Inbesitznahme von Grabstätten hochrangiger Persönlichkeiten durch deren selbsternannte Nachfolger bietet der Band jedoch letztlich kein Instrumentarium zur Klärung der Bedingungen, unter denen man sich insbesondere feindlicher Gräber sei es durch Aneignung oder aber Zerstörung bemächtigt.

Das Buch ist kenntnis- und materialreich, es bietet zahlreiche Anregungen und auch überraschende Funde hinsichtlich der zentralen Frage des Zusammenhangs von Totenkult und Herrschaftslegitimierung. Für diejenigen, die es mögen, ist es durchaus auch vergnüglich geschrieben, mir persönlich ist die Sprache zu reisserisch und effekthaschend, insbesondere was den häufigen Gebrauch von Metonymien wie z. B. der «große Franke», der «kleine Korse» oder «der Makedonier» (Alexander der Große) betrifft, der heutzutage nur noch im Sportjournalismus üblich ist. Unwillkürlich assoziere ich Sportkommentatoren, die Boris Becker nur noch als «den Leimener» bezeichneten. Der grösste Einwand gegen das Buch

ist allerdings sein Mangel an Tiefgründigkeit und Stringenz, was möglicherweise der ausgesprochenen Sammlertätigkeit des Autors geschuldet ist. Auch der etwas leichtfüssige Umgang mit prähistorischen Grabfunden, die immerhin eine ganze Wissenschaftsdisziplin angesichts neuer Funde in Atem hält, wäre vermeidbar gewesen.

Barbara Happe

URSULA BRUNOLD-BIGLER: Teufelsmacht und Hexenwerk. Lehrmeinungen und Exempel in der «*Magiologya*» des Bartholomäus Anhorn (1616–1700). Chur: Desertina 2003. 399 S., Ill. (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, 12).

Es gibt Bücher, die in einem besonderen Geruch stehen, einzig aus dem Grunde, weil sie umfangreich sind und man vor einer eingehenden Lektüre zurückschreckt. Zu diesen Büchern ist gewiss auch Bartholomäus Anhorns (1616–1700) *Magiologya* vom Jahr 1674 mit seinen über 1100 Seiten zu zählen, das, wie Ursula Brunold-Bigler schreibt, bis anhin der volkskundlichen Forschung als Fundgrube «für angeblich volkstümliche Aberglaubensbelege» gedient hatte, «ohne dass deren Quellenwert hinterfragt wurde» (S. 7). Hier nun leistet Ursula Brunold-Bigler Pionierarbeit. Sie fasst in 843 Regesten den Inhalt zusammen, d. h. referiert knapp die jeweilige Belegstelle bzw. das illustrierende Beispiel unter Angabe der Stelle im Original und der von Anhorn selber erwähnten Quelle. Fehlt diese, so gibt die Autorin die Quelle oder auch mehrere an, wenn sie die Herkunft rekonstruieren konnte. Das Register der von Anhorn zitierten Autoren (S. 339–344) zeigt denn auch, auf welche Werke und Schriftsteller er sich in der Hauptsache gestützt hat. Es sind dies Augustinus, Philippus Camerarius, Johannes Anianus Georgius Chrysostomus, Simone Maioli, Theophrastus Paracelsus, Kaspar Schott, Georg Stengele, Gisbert Voetius und vor allem Martin Delrio. Immer wieder taucht auch Selbsterlebtes oder Gehörtes unter den Exemplen auf. Dabei verhält sich Anhorn durchaus kritisch gegenüber den zitierten Autoritäten. Paracelsus hält er für einen gelehrten Zauberer (S. 55–58) und erklärt dessen Vorstellung von den besonderen Kreaturen, die jeweils in einem der vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer wohnten, für Kinder bzw. «Teufelsgeburten», die der Arzt Paracelsus «mit der Torheit» gezeugt habe (S. 133–134). Weiter verwirft er Paracelsus' in dessen *Liber de natura rerum* vorgetragenen Glauben einer spagyrischen (d. h. ausserhalb des menschlichen Leibes, durch Destillation vollzogenen) Menschwerdung (S. 193–194), erwähnt seinen *spiritus familiaris* im Degenknopf (S. 132), die fabelhaften Elementargeister (S. 136), eine Luftfahrt des St. Gallers Steucheler nach Baden auf Paracelsus' Schimmel (S. 224–225), die Versuche Paracelsus', Zauberwirkungen zu bekämpfen (weisse Magie) (S. 255) und seine alchemistischen Experimente (S. 298–300). Dabei bewegt sich Anhorn immer auf orthodoxem, reformiert-korrekttem Boden. So schreibt er, die Heiden hätten vor Zeiten viele Geister erfunden, welche den Blitz am Himmel, Hagel, Donner usw. bewirkten. Und er fährt weiter: «Doch wir Christen wissen aus der Heiligen Schrift, dass Blitz, Donner und Feuerzeichen von Gott in und durch die Natur bewirkt werden» (S. 134). An der Realität des Bösen zweifelt er aber nie. In gut Thomasischer Tradition kann der Teufel jedoch nur «unter Zulassung Gottes», das heisst mit dessen Billigung, sein schlimmes Handwerk unter den Menschen realisieren. Und vieles, was als physische Realität ausgegeben wird (Hexenflug, Tierverwandlung), erweist sich oft als pure Imagination. Das Besondere aber ist bei Anhorn, dass diese Formen der «Einbildung» angeblicher Hexen und Hexer nicht zu deren Entlastung gereicht, sondern nicht weniger schlimm, d. h. sündig, ist als der pure, tatsächliche Vollzug. Alles in allem erweist sich Anhorn als später Verfechter des Hexenwesens, während andere wie der Arzt Johannes Weyer (1515/1516–1588) oder Friedrich Spee in seiner *Cautio criminalis* (1632) die rechtlichen und theologischen Grundlagen für derlei Anklagen längst in Frage gestellt haben.

Anhorns Werk zeigt einen logischen Aufbau, der mit dem Wirken des Teufels beginnt, auf Träume, ekstatische Zustände und Formen von Prophetie und Visionen eingeht, die verschiedenen Formen von Zeichen-deutung erörtert (Tagwählerei, Vogelflug, Sterndeuterei, Physiognomie und Chiromantie), die Zauberei in ihren verschiedenen Formen untersucht, um dann die eigentlichen Hexendelikte wie Tierverwandlung, Hexenflug, Teufelsbuhlschaft, Hexensabbat, die verschiedenen Formen von Schadenzauber (einschliesslich Liebeszauber), Wettermachen und so weiter zu behandeln. Eine eigene Untersuchung verdiente Anhorns Umgang mit aussereuropäischen Belegstellen, wenn er etwa brasilianische Wettermacher oder peruanische Hexen erwähnt und sich dabei auf den Nürnberger Polyhistor Erasmus Francisci (1627–1694) beruft.

In einer ausführlichen Einleitung werden die Biografie Anhorns, seine übrigen theologischen Werke und Schriften und vor allem der geistig-kulturelle Kontext der *Magiologya* vorgestellt. Alles in allem kann man die vorliegende Arbeit als ein Buch ansprechen, das auch zu weiteren Forschungen anregen will und anregen kann, indem es den Anhorn «auf die Füsse» gestellt hat. Sein mit vielen Exempla und Belegstellen gespicktes Werk wollte zu einem gottgefälligen Leben anleiten, an das jedoch ohne genaue Kenntnisse der vielfältigen Fallen und Stricke des Satans nicht zu denken war.

Alfred Messerli